

Vor kurzem machte eine neue Umfrage des renommierten Pew-Instituts aus den Vereinigten Staaten die Runde. Um etwa 70 Prozent, so hatten die Statistiker ermittelt, sei die Zahl der Besucher von katholischen Gottesdiensten unter den Bedingungen der Corona-Pandemie in Amerika zurückgegangen. Und in Deutschland? Eine Anfrage bei der Deutschen Bischofskonferenz und in drei recht unterschiedlichen Bistümern förderte Erstaunliches zutage. Zweimal hieß es „keine Ahnung“, einmal nahm man die Frage gar nicht erst zur Kenntnis, und zu guter Letzt lautete die Antwort, Vergleiche mit dem Vorjahr seien sinnlos. Denn Kirchenräume dürften wegen der Abstandsregeln ohnehin nicht voll besetzt werden.

Und ob ein Vergleich sinnvoll ist: Auch 2019 waren viele Sonntagsgottesdienste so dürrig besucht, als wüssten die Katholiken längst, dass das Heil außer bei Gott in einem möglichst großen Abstand zu den Mitchristen liegt. Anders gesagt: Was bei vielen evangelischen Gottesdiensten längst normal ist, hat sich in den vergangenen Jahren auch in der katholischen Kirche zu einer neuen Normalität entwickelt. Der regelmäßige Besuch des Sonntagsgottesdienstes ist längst nicht mehr ein konfessionelles Distinktionsmerkmal.

Was aber schon unter gewöhnlichen Umständen ein trauriges Bild abgab, ist unter den Pandemiebedingungen mit ihren rigiden Abstandsvorschriften zu einem Fanal geworden. Zum Beispiel im Dom zu Limburg. Die Gottesdienstbesucher verlieren sich wie Monaden im Raum. Die räumliche Distanz ist nicht allein in Metern zu messen. Die aus massivem Eichenholz ausgeführten Kirchenbänke wirken wie zusätzliche Barrieren, die den Raum in vertikale Segmente schneiden. Was vermittels der Homogenisierung von Körpern und Emotionen ein Kirchenkollektiv erzeugen soll, verkehrt sich in sein Gegenteil. Die buchstäblich unverrückbare Ordnung erzeugt ein Gefühl der Verlassenheit.

Das war in Limburg nicht immer so. Bis vor etwa zehn Jahren bestand das Kirchengestühl nicht aus Bänken, sondern tatsächlich aus Stühlen. Sonderlich bequem waren sie nicht. Außerdem konnte man den Fortschritt der Liturgie bei geschlossenen Augen dadurch verfolgen, dass nach dem Sanctus die gewöhnlich hochgeklappten Kniebänkchen auf den Steinfußböden knallten. Doch dank einer niedrigen Rückenlehne, die überdies nicht in Vollholz ausgeführt war, harmonierten die Stühle gut mit der Architektur der Frühgotik. Weder beeinträchtigten die Stühle die Raumwirkung des imposanten Kirchenbaus, noch waren sie unverrückbar.

So wäre es gerade in Zeiten wie diesen leicht gewesen, die starren Stuhlreihen aufzulockern. Mit einer variablen Sitzordnung könnte man der Vereinsamung der Gottesdienstteilnehmer entgegenwirken und gleichzeitig der großartigen Architektur im eigentlichen Sinn des Wortes noch mehr Raum geben.

Das aber sollte nicht sein. In den fünf Jahren, in denen Franz-Peter Tebartz-van Elst Bischof von Limburg war, wirklichte er seine Kirchenträume nicht nur in Gestalt eines heute weltberühmten Gebäudeensembles vis-à-vis der Westfassade des Doms. Mehr noch: Die Bestuhlung

Im Himmel auf Erden

Wegen Corona verirren sich noch weniger Menschen in Gottesdienste. Spärlich besetzte Bänke wie in Limburg sehen in Pandemiezeiten trist aus. Eine andere Bestuhlung wie im Brandenburger Dom wirkt Wunder.

Von Daniel Deckers



Im Dom zu Brandenburg: Eine flexible Bestuhlung ermöglicht trotz aller Distanz ein Gruppengefühl.

Foto Andreas Müller

des Doms wurde durch Bänke ersetzt. Diese sind nicht bequemer als die Stühle. Vor allem aber haben sie so hohe Rückenlehnen aus Massivholz, dass sie die Raumwirkung beeinträchtigen. Dieser Brutalismus mochte Ästheten ärgern und Kunsthistoriker ins Grübeln bringen. Aber in Corona-Zeiten erweist sich das Arrangement auch noch als liturgische Groteske. Von Gemeinde als einer emotionalen Gemeinschaft ist nichts mehr zu spüren.

Szenenwechsel. Von außen hält der Dom zu Brandenburg an der Havel keinen Vergleich mit dem zu Limburg an der Lahn aus. Hier die Kathedrale auf einem Felsen hoch über der Lahn, ganz nach dem Geschmack der englischen Rhein-Romantiker, dort ein geducktes Ensemble auf einer wasserumspülten Insel. Hier eine farbig gefasste, vielfach durchbrochene Zweiturmfassade, dort ein backsteinfarbener schlichter Turm, der von einer patinaüberzogenen Haube gedeckelt ist. Auch das Innere der Kirche scheint sich auf den ersten Blick jedem Vergleich zu entziehen. Hier werden die Blicke wie von Geisterhand in lichte Höhen gelenkt, dort in die eher dunkle Tiefe des Raumes.

Doch während sich die Sitzbänke wie Barrieren in die Sichtachsen im Limburger Dom schieben, saugt der Kirchenraum, der seit 2014 in Weiß und einen roten Farbton („caput mortuum“) gefasst ist, den Besucher fast magisch in sich hinein. Die Blicke wandern die auf den Ursprungsbau aus dem 12. Jahrhundert zurückgehenden Rundbogenpfeiler hinauf und hinunter, ehe sie den über der Krypta errichteten spätgotischen Hohen Chor mit dem Flügelaltar aus dem askanischen Hauskloster Lehnin als Fluchtpunkt erklimmen. In dem mit terrakottafarbenen Fliesen grundierten Langhaus, der vormaligen Leutkirche, kann man sich auf Stühlen niederlassen – Corona sei Dank.

Anfang Mai, als die Kirche nach der pandemiebedingten Schließung wieder für Besucher und Gottesdienste geöffnet wurde, waren die Sitzmöbel fast wie eine Kunstinstallation arrangiert. Wo die Stühle gewöhnlich in streng vertikalen Reihen standen, bildeten einige von ihnen wie die weißen Felder eines Schachbretts ein lebendiges Muster. Jetzt, wo sich wieder mehr Personen zu den Gottesdiensten und Konzerten in der „Wiege der Mark“ einfinden dürfen, stehen sie in vier langen Reihen mit gebührendem Abstand hintereinander.

Irgendwann, erläutert Dommuseumleiter Rüdiger Freiherr von Schnurbein, werden die Stühle wieder in Reih und Glied stehen wie vor Corona. Doch schon in den vergangenen Jahren war die Sitzordnung nicht in Stein gemeißelt. Immer wieder wurden die Chancen genutzt, die flexible Bestuhlung bietet: Personen, die sich nur im Rollstuhl fortbewegen konnten, fügten sich barrierefrei in die liturgische Gemeinschaft eines integrativen Gottesdienstes, zu Ostern formten die Stühle eine Ellipse, und immer hatte der von Gottes Wort und vom Klang der Musik erfüllte Raum das eigentliche Sagen.

Wie kleingeistig, ja armselig ist dagegen jenes Denken, das Beter und Besucher in Bänke pfercht wie in Gatter, das der überwältigenden Weite des Raumes nicht traut und das die Fähigkeit geringschätzt, gerade in fluiden Ordnungen den Himmel auf Erden zu erahnen. Wie im Dom Sankt Peter und Paul zu Brandenburg an der Havel.